

Rückkehr

Autor(en): **Stähli, Fridolin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Brugger Neujaarsblätter**

Band (Jahr): **125 (2015)**

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-901016>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Rückkehr

Text Fridolin Stähli

**Der Germanist und Autor Fridolin Stähli
lehrt an der Fachhochschule Nordwestschweiz
und lebt in Aarau.**

Heute Nacht bin ich im Traum meiner verstorbenen Mutter begegnet. Sie erschien mir im Dorf ihrer Kindheit. Sie war jung und schön und lebendig. Sie winkte mir zu. Und ich wusste: Ihre Seele war zurückgekehrt. Unversehrt. Zurückgekehrt an jenen Ort in den Bergen, wo sie aufgewachsen war und eine glückliche Kindheit erlebt hatte.

Die ersten Jahre verbrachte sie auf dem Bauernhof ihrer Grosseltern, der einige Kilometer ausserhalb des Dorfes lag. Der Hof war zwischen zwei Lawinhängen eingezwängt. Steil die Matten, oben karge Bänder, Schutzverbauungen, Bannwälder und ferne Gipfel und Grate; unten schäumte der Gebirgsbach und drohte bei Schneeschmelze und Frühsommergewittern, die flachen fruchtbaren Wiesen zu überschwemmen. Im Talgrund Dorf und Kirche, im Osten die Schneeberge, ein imposantes Gletscherfeld bildete den Talabschluss, den schönsten im Tirol.

Der Schulweg ins Dorf war weit und in den kalten, langen Wintern gefährlich. Einmal entkam das junge Mädchen nur knapp einer Staublawine, weil es im letzten Moment hinter einem Heustadel Schutz fand. Von diesem Ereignis hat Mutter erzählt und vom Tod, dem sie knapp entronnen war. Geblieben sind Furcht und Schrecken vor den Naturgewalten und ein tiefer Respekt vor den Bergen. Nie hat meine Mutter auch nur einen Berggipfel bestiegen. Das tun die «Fremden», wie man damals im Tal sagte, heute die vielen Touristen, die aus der nahen Stadt und aus dem fernen Ausland ins Dorf kommen.

Nach Ausbruch des Zweiten Weltkrieges kam die Zwölfjährige ins Dorf zu ihren Eltern und Geschwistern. Die Schulstunden waren öd. Vor jeder Lektion zeichnete der Lehrer die Fronten auf und hielt patriotisch kriegerische Vorträge. Sie lernte wenig. Zuhause wartete die körperliche Arbeit. Zusammen mit ihrer älteren Schwester half sie ihrer Mutter im Haushalt der achtköpfigen Familie. Abwechslung gab es nicht viel. Der Alltag lastete schwer. Leicht und süss war nur der verbotene Tanz, nachts, in der verdunkelten Bauernstube, davon hat Mutter immer wieder erzählt – flüchtiges Glück einer jungen Frau. Ihr Vater, ein fröhlicher Mensch, musisch begabt, Naziverächter und Antifaschist, arbeitete auf der Kanzlei, spielte Gitarre, sang gerne und führte nebenbei einen kleinen Bauernhof, der kaum ausreichte, die grosse Familie zu ernähren. Eines Tages musste der Vater in der Kanzlei in voller Uniform erscheinen und so tun, als ob er mit Partei und Kriegsführung einverstanden wäre. Darüber ist das junge Mädchen erschrocken. Nur einmal hatte es ihren Vater so gesehen. Und nie mehr vergessen.

Grausam waren die Zeiten für jene Familien, deren Söhne in den Krieg ziehen mussten. Die meisten kehrten nicht mehr heim. Einige wenige, viel später, aus der russischen Gefangenschaft. Als

Bub habe ich einen Onkel meiner Mutter gesehen, seine Beine waren steif, im Russlandfeldzug erfroren. Nur weil er mit den Russen Unmengen von Schnaps getrunken habe, sei er freigelassen worden. Ich sah ihn als Bub immer während der Sommerferien auf der Dorfstrasse seinen täglichen Gang ins Wirtshaus machen. Eine Pfeife im Mund, das Gesicht versteinert wie das Karwendelgebirge, schweigsam, in sich gekehrt, abwesend.

Frauen und Kinder blieben damals im Dorf zurück, und später fehlte eine ganze Generation. Die jungen Männer fielen im Krieg, und die Mädchen mussten das Bergdorf verlassen. Auch meine Mutter diente als Magd ausserhalb des Tals. Dann starb unerwartet der Vater, und sie musste in die Fremde. Mit dem Geld, das sie verdiente und regelmässig nach Hause schickte, konnte sich die grosse Familie einigermassen durchbringen. In der Schweiz arbeitete meine Mutter als Kindermädchen und Ladenangestellte im Glarnerland. Dort lernte sie ihren Mann kennen, die beiden heirateten an einem kalten Februarmorgen in Einsiedeln und zogen – der Arbeit folgend – in den Aargau.

Der Aargau ist ein anderes Land. Die Leute sind anders, sie sprechen eine fremde Sprache. Am neuen Ort haben die Leute eine andere Religion; Kirche, Glocken und Friedhof fehlen im Dorf. Es gab auch keine Postautoverbindungen in die Stadt. Mutter fühlte sich verlassen, versank in Trauer und zog sich zurück. Lebte für Kinder und Familie, dachte an die Ihren zu Hause. Sie litt im Herbst unter dem tagelangen dichten Bodennebel. Die Berge fern, kein rauschender Gebirgsbach, kein Röhren der Hirsche im September, kein Gold der Lärchen im Spätherbst, kein erster feiner Schnee über den Berggipfeln; kein Glockenklang, keine kirchlichen Feste, fern die eigene, zurückgelassene Mutter, fern Brüder und Schwestern. Sie hat viele, lange Briefe nach Hause geschrieben, das hat ein paar Tage geholfen. Jeden Sommer, fast fünfzig Jahre lang,

ist sie ins Bergdorf zurückgekehrt. Diese langen Sommer im Kreise der Familie haben ihr Gemüt erheitert; sie hat wieder gesungen und getanzt, aber vielleicht habe ich mir das auch nur vorgestellt und gewünscht. Bei heftigen Gewittern hat sie die Heiligen angerufen; sie wusste, dass im Bergdorf ein heftiges Unwetter in einer Stunde Haus und Hof zerstören konnte. Ja, sie hat alle Heiligen angerufen und zu Maria gefleht.

Meine Mutter hatte eine glückliche Kindheit in einer unglücklichen Zeit erlebt. Später, in der Fremde, im prosperierenden Land, wo nach dem Krieg alles zu haben war, plagte sie ein Leben lang das Heimweh. Die stille Trauer, die sie ganz umfing, sah ich erst als Jugendlicher. Blind ist das Kind, naiv und eigensüchtig. So auch ich. Erst viel später merkte ich, dass ich die tiefe Melancholie und die grosse Sehnsucht nach den Bergen von ihr geerbt hatte.

Für mich war die Welt als Kind ungeteilt. Bis zum Schuleintritt, ein Kindergarten existierte noch nicht im Dorf, war ich ganz frei und konnte machen, was ich wollte; später war ich in einer Gruppe, die nur darauf wartete, bis die Schule aus war, dann trafen wir uns zum Spiel und zum Abenteuer in der freien Natur, im Sommer bis spät in den Abend hinein. Wir waren Feldfussballer, Tischtennispieler, Drachenbauer, Pfeilbogen- und Steinschleuderschützen, Flussangler, Schlittschuhläufer, Juraskiläufer, Ameisenforscher, Schachspieler, Jasser, Knebler, Mäusefänger ... Kein Fernseher verstellte uns die Welt, keine Maschinen mussten wir bedienen: Wir waren täglich unterwegs auf Wiesen, am Fluss und in den nahen Wäldern. Wir waren wild. Uns gehörte die Welt. Von den Erwachsenen wussten wir nichts; sie kümmerten sich auch nicht um uns. Später dann, in der Bezirksschule in Brugg, musste ich erstmals ein bisschen für die Schule arbeiten,

es fiel mir leicht. Sport, Spiel und die Mädchen blieben freilich interessanter und zogen mich an. Der tägliche Schulweg mit dem Velo, einem türkisgrünen Mondia, betrug über zwanzig Kilometer; denn viermal galt es, die Strecke vom Dorf in die Stadt zurückzulegen. Das macht heute niemand mehr. Wir kannten nichts anderes, genossen oft den langen Weg und blieben dabei gesund. Am Sonntag diente ich in der Kirche als Ministrant in Brugg und oft, gleichentags noch, in der Spätmesse in Schinznach-Bad. Mir gefiel im Dienst das Feierliche; von den Predigern beeindruckten mich die fulminanten Kapuziner, die wahren Volksprediger, hingegen schwieriger zu verstehen waren die Worte der intellektuellen Jesuiten. Das Akademische hat man in unserer Familie immer in Bezug auf Theologie, Philosophie und Naturwissenschaften gesehen, wohl weil mein Onkel väterlicherseits Kapuziner und Physiker war. Und ohne diesen Bezug wäre mir später wahrscheinlich die Universität verwehrt geblieben. Zum sonntäglichen Kirchengang gehörte auch die Beichte, sie war damals in einer praktizierenden katholischen Familie eine Selbstverständlichkeit. Wäre man nicht hingegangen, wäre sofort ein böser Verdacht auf einen gefallen. Nie ging ich aber zum Stadtpfarrer, oft zum Vikar, am liebsten aber zu den auswärtigen Ordensleuten, denen ich im Alltag nicht begegnen musste, wiewohl ich gar nicht wusste, wofür ich mich hätte schämen sollen. Die Bezirksschule – ein moderner Betonbau, hart an der Aare gelegen, mit spektakulärem Blick in die Schlucht – war für mich damals eine Welt für sich: fern von der dörflichen Gemeinschaft, gut für das intellektuelle Weiterkommen, zudem ein Ort, wo Freundschaften fürs Leben geschlossen wurden. Wir wetteiferten untereinander in Latein und Orientierungslauf, in Mathematik und Leichtathletik, im Geigenspiel und im Tanz. Auch an der Schule waren wir wild. Die Palästinafrage politisierte uns, die Hungerkatastrophe in Biafra trieb

uns auf die Strasse; Jimi Hendrix berauschte uns, vor den Drogen hatten wir Angst, und die Mädchen lockten uns. In einer verdunkelten Garage an einem Klassenfest gegen Ende der zweiten Bezirksschulklasse nahm mich ein Mädchen um den Hals und küsste mich. Süß war dieser erste Kuss und schrecklich zugleich. Die ersten Jahre waren wir Knaben ja meist unter uns. Das Problem stellte sich erst am Rutenzug, dafür jährlich wiederkehrend. Brauch war, mit einem Mädchen zu «tauschen»: einen Eichenzweig gegen eine Granate. Billig für uns, teuer für das Mädchen; schwierig für uns, weil wir die Initiative ergreifen sollten, leichter für das Mädchen, das auserkoren sein wollte. Im ersten Jahr habe ich mich diesem Brauch verweigert und war stolzer «Single» am Rutenzug, obwohl ich dieses Wort damals noch nicht kannte. Im zweiten Jahr war die Lage um einiges vertrackter. Ich habe vorsorglich am Waldrand einen grossen Eichenzweig abgeschnitten, mit dem Vorsatz, eventuell, je nach Situation, Stimmung und Lage, am Vorabend des Rutenzuges, am Zapfenstreich, ein Mädchen, das ich im Auge hatte, anzusprechen. Doch leider fehlte mir dazu im letzten Moment der Mut. Dann passierte aber etwas Überraschendes: Ein Mädchen wollte mit mir tauschen. Ich kannte dieses Mädchen nicht und lehnte schroff ab. Ich sehe noch heute die Enttäuschung in ihrem Gesicht und fühle meine Scham. Ich liess den Eichenzweig im Roten Haus hinter den Vorhängen auf dem breiten Sims liegen und machte mich verstohlen mit dem Velo auf den Heimweg – ohne Eichenzweig, aber auch ohne ein festes Mädchen am Festtag. Von diesem Zapfenstreichfiasko erzählte ich niemandem etwas. Im dritten Jahr klappte alles wunderbar. Das auserwählte Mädchen wollte auch mich, tanzte mit mir jeden Tanz am Fest, bis meine Wangen glühten. Anna besuchte zwar nicht mein geliebtes Latein mit mir, schwärmte hingegen für das Fach Englisch. Sie war es auch, die mich zum ersten Mal in meinem

Leben in der verdunkelten Garage heftig geküsst hatte. Da war ich vierzehn Jahre alt. Kaum ein Jahr später hatte sie einen andern. In der vierten Klasse hatte ich wiederum ein Problem, allerdings ein süßes. Gleich mehrere Mädchen wollten mit mir tauschen, vielleicht meiner wilden Art wegen, weil ich ein Naturkind war, vom Land kam, lange blonde Haare trug, im Kadettenkorps «Häuptling» werden sollte oder wusste der Teufel warum. Ich schwärmte einzig für Gerlinde, sie war ein Jahr jünger als ich, wusste als Vierzehnjährige schon, dass sie einst Tierärztin werden wollte – und wurde es auch. Dieses Mädchen habe ich geliebt. Nicht verstanden habe ich einzig ihre Leseleidenschaft für die Jerry-Cotton-Heftchen. Weil ich dieses Mädchen so gern gehabt habe, habe ich es kaum berührt. Das war vielleicht ein Fehler. Nach ihrem USA-Aufenthalt habe ich sie aus den Augen und an einen älteren Jungen verloren. Mir blieben später nur die Erinnerungen an unsere langen Gespräche, als wir, die Velos nebenherschleppend, aareaufwärts nach Hause gingen. Wir waren uns sehr nahe, nichts konnte uns etwas anhaben.

Jeden Sommer bis zur vierten Bezirksschule verbrachte ich die langen Ferien im Bergdorf meiner Mutter. Die Reise war abenteuerlich lang: mit dem Taxi zuerst nach Brugg, ein Bus fuhr damals noch nicht, dann mit der Bahn nach Zürich Hauptbahnhof, von dort mit dem Tram nach Zürich Enge und mit dem Transalpin via Arlberg nach Innsbruck, schliesslich mit dem Postauto noch eine Stunde ins Bergdorf, dann zu Fuss weiter zum Hof. Und das alles mit vollen Koffern und schweren Rucksäcken. Die Ankunft war befreiend: die kühle Luft, Tannenduft, das Rauschen der beiden Gebirgsbäche, die mitten im Dorf zusammenschossen, der belebte Dorfplatz mit den Gasthäusern und den vielen Touristen aus Holland und Deutschland. Ich war frei und konnte vier Wochen lang machen, was ich wollte. Ein Familienprogramm gab es nicht. Täglich

führten rot-weisse VW-Busse nach Kufstein, Bozen oder Meran, die Preise waren mit Kreide auf einer Tafel angeschrieben. Wir stiegen nie in einen Bus ein. Mutter half sofort im Haushalt ihrer älteren Schwester, die mit ihrem Mann einen grossen Hof bewirtschaftete. Ich war ganz frei. Mit meiner Lieblingscousine bestieg ich als Vierzehn-, Fünfzehnjähriger alle Bergspitzen rund ums Dorf. Der höchste Gipfel, den wir erreichten, war über dreitausend Meter hoch. Wir starteten um vier Uhr in der Früh, wanderten ein paar Kilometer ins Tal hinein bis auf sechshundert Meter, dann ging's über eine Alp, zuletzt kletterten wir auf den Grat und auf den Gipfel. Weit schweifte der Blick über Hunderte von verschneiten Gipfeln der Öztaler Alpen. Die Bergtour blieb unvergesslich, mehr als zwölf Stunden waren wir alleine unterwegs gewesen.

Mit sechzehn waren für mich die Tiroler Sommer zu Ende. Ich ging neue Wege und verschloss mich für lange Zeit dem Dorf meiner Mutter. Viele meiner Cousins und Cousinen waren nicht mehr im Bergdorf, meine Grossmutter starb, mein geliebter Onkel, mein bewunderter Cousin, der Skilehrer und Bergführer gewesen war. Zu vieles hatte sich zu rasch verändert. Und mit diesem Verlust entfremdete ich mich von meiner Mutter.

Spät bin ich zurückgekehrt.

Meine Mutter ist nach Hause zurückgekehrt. Ihre Seele lebt im Dorf ihrer Familie, wo auch die Toten ruhen. Auf dem Friedhof, der sich eng um die kleine Kirche schmiegt, liegen im Winter alle Gräber tief unter dem Schnee; im Sommer duften die Bergkräuter, und die Trauernden pflegen und schmücken die Gräber. – Dort, im Dorf deiner Kindheit, habe ich dich wieder getroffen, Mutter. Im Traum.

Einmal noch werde ich an jenen Ort zurückkehren.